

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich
Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich
Band: - (2013)
Heft: 23

Artikel: Schwellen in der Architektur
Autor: Caminada, Gion A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWELLEN IN DER ARCHITEKTUR

156

Gion A. Caminada

Die Schwelle zum Stall ist hoch, um die 30 cm. Hin- gegen beträgt die lichte Türhöhe nur etwa 140 cm. Dieser Übergang von aussen nach innen wie von innen nach aussen ist ein besonderer Ort. Als Bub habe ich viel Zeit dort verbracht, allein, mit meinem Vater oder meinen Geschwistern. Wir haben gespielt und mit dem Sackmesser Zeichen ins Holz geritzt. Sobald die Kühe kamen, mussten wir den Platz räumen. Die Tiere machten vor dem Eingang halt, standen für einen Moment starr und bewegungslos da und schauten uns mit ihren grossen Augen an. Dann hoben sie mit einer schnellen Bewegung ihre Klauen und überwandten mühelos die Schwelle zum Innern. Diese Körperbewegung war wie ein Ritual. Der Schwellenort ertrug nicht nur diese vielfältigen Geschehnisse, er hatte auch eine Kontrollfunktion über sich anbahnende Ereignisse und bildete einen Schnitt zwischen unterschiedlichen Atmosphären. Bei schlechtem Wetter funktionierte dieser Eingang als Wetterscheide. Der Raum spendete Schatten, bot Schutz vor Hitze und Regen. Die Temperatur, aber auch die unterschiedlichen Gerüche wurden hier, an der Schwelle, in Zonen geteilt.

Ich kehre noch immer gerne zurück zu diesem Ort. Die Schwelle ist da, wo sie schon immer war. Die Kühe treten jedoch nicht mehr darüber. Für die heutige Grösse eines bäuerlichen Betriebes sind die kleinen Ställe nicht mehr nutzbar. Durch die Patina und durch das Schwinden und Quellen des Holzes sind die Zeichen und Ritzen, die von unseren Sackmessern stammen, fast bis zur Unkenntlichkeit verschwunden. Sie haben nun etwas Geheimnisvolles. Die Erinnerung an eine verschwundene Lebensform ist wach. Ein Teil von dem, was unwiderruflich zum Sterben verurteilt war, ist hier dennoch lebendig. An dieser Schwelle werden die Erinnerungen für mich zum Manifest für Beziehungen, für genaues, achtsames Beobachten, für ein Jenseits von Natur und Kultur, für deren Werte und ihren unscheinbaren Reichtum. Die Schwelle hat eine physische Form und spricht von stattgefundenen Ereignissen, von schönen und weniger guten. Die ganze Fülle des Lebens scheint darin eingeschrieben. Verlasse ich dann meine Erinnerungen und bleibe in der Gegenwart, so neige ich dazu, die Schwelle als eine Metapher ganzheitlicher Architektur zu sehen. Für eine Architektur, die Raum, Topographie, Material und Konstruktion genauso einbezieht wie die Eigenart der Dinge und die damit verbundenen Emotionen und Ereignisse. Eine Architektur, die ich mir wünsche.

Vrin ist mein Ort. Seit Jahrzehnten arbeite ich im Dorf. Die Arbeiten, die ich in Vrin verwirklicht habe, sind sehr unterschiedlich und reichen von Vorschlägen für die Neuzuteilung von landwirtschaftlichen Grundstücken, von der Planung der Kläranlage bis zum Bau einer Telefonkabine. Der Begriff Dorf bedeutet mir immer noch sehr viel. Eine Zwangsgemeinschaft ist es nicht. Selbstverständlich gibt es enge Kontrollen des Tuns und der jeweils verkörperten Haltung – ich verstehe diejenigen, die diese Nähe nicht aushalten und in die Anonymität städtischer Agglomerationen aufbrechen. Das Dorf ist Träger von Gemeinschaft und als solcher ein hochkomplexes Gebilde. Im guten Falle befinden sich darin wirtschaftliche, soziale, ästhetische und kulturelle Aspekte in einem Gleichgewicht. Durch das Verschwinden eines dieser Glieder werden die inneren Beziehungen unterbrochen, die Gemeinschaft erleidet eine Schwächung und sie ist von der Auflösung bedroht.

Gerade bei der Bildung von Gemeinschaft sind Schwellen in unterschiedlichen Hinsichten unverzichtbar. Streit und Toleranz sind nahe beieinander. In diesen Prozessen gilt es Grenzen zu beachten und damit unnötige Konflikte zu vermeiden. Und trotzdem ist Mut verlangt, um Schwellen zu überqueren und das Unbekannte zu erforschen. Die dabei nicht selten provozierten Unsicherheiten müssen im Dialog erkannt und verhandelt werden. Die Teilnehmer solcher Prozesse müssen sowohl Vorurteile wie Vorlieben vermeiden. Eine Art der Urteilsenthaltung ist angebracht. Bei diesen kulturellen Prozessen stehen Schwellen genauso für Sicherheit wie für den drohenden Untergang. Beim Vriner Jahrhundertprojekt, der Neuordnung der landwirtschaftlichen Strukturen, waren Schwellen unterschiedlichster Art zu bewältigen. Die Bauern mussten bei diesem Vorhaben bereit sein, auf ihre bisherigen Grundstücksgrenzen zu verzichten. Solche, die sie ein ganzes Leben mit Bedacht für das eigene Interesse, aber auch für die des anderen gepflegt hatten. Das Land wurde sozusagen neu vermessen. Auf die Nähe zum eigenen Grund und das Wissen um seine Eigenschaften, die über Jahre entstanden sind, zu verzichten, kam für die meisten anfänglich einem grossen Verlust gleich. Es blieb bis zum Schluss eine Gratwanderung zwischen dem Verlust eines auf mehreren Ebenen definierbaren Wertes und dem Gewinn einer neuen, etwas vereinfachten Existenzform.

Die Topographie und ihre besondere Berücksichtigung gehörten früher zu den Konstanten des Bauens. In Vrin ist das noch immer so. Topographie ist die Beschreibung eines Ortes mit Blick auf seine physikalische Anordnung, in der auch die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur zu lesen ist. Die Setzung der Bauten in der Topographie ist das Resultat der Beziehung zu den erstrebten Funktionen. Der Bauer nutzte beispielsweise geschickt die Kleintopographie, um das Heu mit möglichst wenig Aufwand in den Raum einzubringen, der sich über dem Viehstall befindet. Früher bestimmten einfache Techniken und das kräftemässig Machbare die Grösse des Eingriffes in die Topographie und die daraus resultierende Wirkung. Heute ermöglichen die Errungenschaften der Mechanisierung das Bauen an fast jedem Ort. Um die Menschen davon zu überzeugen, trotz der offensichtlichen Machbarkeit auf das Bebauen in besonderen, schwierigen Topographien zu verzichten, genügen bloss Sachargumente nicht. Es muss die Stärke einer übergeordneten Idee dazukommen, damit die persönlichen, nicht selten ökonomischen Interessen zurückgestellt werden und eine dem Ort dienliche Baukultur gepflegt wird. Dass der Dorfkörper Vrin noch immer von den topographischen Formen bestimmt wird, ist das Resultat von bewusst geführten Diskursen. In der Wirkung des Vriner Dorfkörpers tritt die Schwelle in doppelter Eigenschaft auf; von innen her rücken die Bauten bis an die sich verändernde Topographie heran, bis dorthin, wo die Fläche zum Hang wird. Von aussen dringt die Kulturlandschaft präzise an den Dorfkörper heran. Zwei Autonomien treffen sich an diesen Übergängen.

Anders ist es im Innern des Dorfes, dort sind die Grenzen weicher. Die Schwellen sind anders gelegt. Am Dorfplatz, dem Versammlungs- und Verhandlungsort der Gemeinschaft, treffen räumliche, materielle und kulturelle Kräfte aufeinander. Dieser Platz ist eingebunden in ein weit verzweigtes Netz von Strassen, Fusswegen und Pfaden. Seine jeweils fliessenden Übergänge sind wesentlich für das Verstehen des Dorfes in seiner ganzheitlichen Funktion. Der Dorfplatz hat neuerdings eine neue Oberfläche aus Gneis bekommen; die weichen Übergänge zwischen Platz und Seitenwegen zu erhalten, den Platz von allen Richtungen begehen und über private Grundstücke erreichen zu können, ist Bedingung für die soziale Verankerung dieses besonderen Ortes. Bei der neuen Platzgestaltung ist ein kultureller Akt

gelingen, eine Verdichtung des geschichtlichen und kulturellen Gedächtnisses in folgendem Sinn: Die Beziehungen über die Greina zum Süden wurden während Jahrhunderten gepflegt, beispielsweise haben im 17. Jahrhundert die Südländer die Vriner Dorfkirche gebaut. In den letzten Jahrzehnten ist das verebbt. Weil wir ohnehin kein eigenes, geeignetes Gestein für die Platzbildung haben, kommt dieses nun aus dem nahen Bleniotal. Der Stein wird zum Schwellenbildner und wirbt für eine Stärkung der Beziehungen zwischen den Romanen und den Tessinern.

SCHWELLEN ZWISCHEN DIESSEITS UND JENSEITS

Wie bei kaum einem anderen Projekt galt es bei der Planung der Stiva da morts, dem Aufbahrungsraum für die Verstorbenen, Schwellen unterschiedlichster Art zu berücksichtigen. Die Vriner wünschten sich einen Wandel im Umgang mit den Toten. Man wollte einen öffentlichen Aufbahrungsraum. Es gibt einige Gründe dafür. Immer mehr Vriner verlassen im Alter das Dorf und verbringen das Lebensende im Alters- und Pflegeheim. Beim Tod ist die private Stube nicht mehr da, um sie während der Trauerzeit aufzubahren. Letzteres war aber nur vordergründig relevant für die Absicht zum Bau eines öffentlichen Aufbahrungsraumes. Vielmehr suchte sich da eine akute Realität ihre Legitimation: die Verdrängung des Todes. Diese Wahrnehmung bildete den Ausgangspunkt für die Architektur. Es folgte eine der intensivsten Auseinandersetzungen, die ich bisher als Architekt geführt habe.

Der Tod wird noch immer bei vielen Menschen als die Schwelle vom Diesseits zum Jenseits betrachtet. Trotz der angesprochenen Verdrängung des Todes gilt es, eine Form im Umgang mit dem Tod zu finden – wir sind nicht unsterblich. Wer sind wir, wo kommen wir her, wo gehen wir hin, was erwartet uns? Aus solchen Fragen schöpft der Mensch seinen Willen zur Existenz. Wären die Fragen erschöpft und geklärt, so würde auch die Hoffnung sterben. Im Zusammenhang mit Leben und Tod scheinen reale wie auch unsichtbare Schwellen von Relevanz zu sein. Für die Verarbeitung der Trauer, das Hauptthema bei der Stiva da morts, ist das Ritual eine wichtige Grösse und eine entscheidende Hilfe. Es repräsentiert und garantiert Kontinuität. Auch im Ritual ist das Setzen von Schwellen von essenzieller Bedeutung. Verändere ich zu viel, so stirbt das Ritual, bleibt es unreflektiert, so wird es zur Folklore.

Der Gang zum Friedhof ist einer der emotionalsten Momente der Trauerfeier. Bereits bei den Überlegungen zur Positionierung des Aufbahrungshauses hatte der Trauerzug einen entscheidenden Einfluss. Die Stiva da morts steht ausserhalb des Friedhofes. Es gibt zwei Zugänge zum Gebäude, einen über den Friedhof und einen durch die Gasse. Der Besucher entscheidet beim Gang zur Totenstube selber, welchen Weg er nehmen will. Diese beiden Möglichkeiten lagen vielen Entscheidungen im Bauprozess der Stiva da morts zugrunde. Für den abschließenden Trauerzug gibt es dann keine Wahlmöglichkeiten, er geht von der Stiva da morts aus, führt durch die Gasse, zum Dorfplatz und in den Friedhof. Die Trauer kann man ausblenden, den Gang in den Friedhof nur schwer. Beim Beginn des Trauerzuges geht das grosse Tor der Stiva da morts auf. Der Raum öffnet sich zur Dorfgasse, er verliert seine Intimität und wird öffentlich. Eine besondere Holzschwelle wird ausgeklappt, der Tote wird über sie getragen. Hat der Sarg das Haus verlassen, verschwindet die Schwelle und eine Art von Gewöhnlichkeit, die für das Leben unverzichtbar ist, hält Einzug.

Die Stiva da morts ist ein Bindeglied zwischen sakral und profan, sie steht zwischen Dorf und Kirche. Dort, ganz nahe am Friedhof verläuft die Grenzlinie zwischen Leben und Tod. Der Friedhof ist für viele eine bedrohliche Schwellenzone. Verständlich und paradox zugleich; im Friedhof ist man vereint. Das Haus selber wird durch seine Situierung zur Schwelle. Diese Funktion hat auch einen für das Dorf neuen Haustyp herausgebracht. Der Hierarchie der Bauten wurde ein neues Glied angefügt. Gebaut ist die Stiva da morts wie die Häuser, in Holzstrickbauweise. Die Wirkung der Wände unterscheidet sich aber von der der Wohnhäuser. Sie sind aus weissem Kasein und suchen den Bezug zur Kirche. Das Holz wurde einem ähnlichen Veredelungsprozess unterzogen, wie es beim Stein des Sakralbaus geschehen ist.

SCHWELLEN IN DER KONSTRUKTION

Auch beim Konstruieren allgemein und ganz besonders im Strickbau geht es ständig um das Etablieren und Ausloten von Schwellen. Die Grenzen der Konstruktion ausmitteln, ohne jedoch dabei gegen die Grundregeln des Strickbaus zu verstossen, bleibt die grosse Herausforderung bei dieser Konstruktionsart. Im Spiel von Raumverdrängung und Raumumschliessung findet sich die Faszination des Ent-

werfens. Das Charakteristische beim Strickbau sind die einzeln in Erscheinung tretenden Raumzellen. Erst durch das Verstricken in den Ecken bekommt die Konstruktion ihre Stabilität. Beim Prozess des Anverwandels und Entwickelns, der beim Strickbau bei der Struktur beginnt und bis zum Atmosphärischen reicht, scheint die entscheidende Frage zu sein, ob die Identität des Typus beibehalten werden kann. Wird das Neue aus den besonderen Eigenschaften und Möglichkeiten der Konstruktion gewonnen oder wird ein bevorzugtes Material und eine daraus entwickelte Konstruktion für zeitgemässe Bilder verbraucht?

Im Inneren der Stiva da morts war das Kalkül der zu unterstützenden Ereignisse vorrangig, die bei dieser besonderen Nutzung von Bedeutung sind. Wie fühlt sich der Mensch in der Phase der Trauer, wie bewegt er sich, was stört ihn, was freut ihn? Weil die Menschen unterschiedlich sind, lassen sich diese Fragen nicht abschliessend beantworten. Trotzdem wurde versucht, räumliche Sequenzen einzuarbeiten, die diesen individuellen Ausprägungen gerecht werden. Sind die Strukturen zu offen, verhindern sie soziale Übergänge, sind sie hingegen zu geschlossen, so finden die Ereignisse keine Unterstützung. Die Fenster der Stiva da morts sind hoch, dafür ziemlich schmal. Die einzelnen Fensterelemente sind unterschiedlich tief in die Laibung gesetzt. Dadurch ergeben sich innere wie äussere Nischen und auch sie haben Schwellenfunktion. Das Fenster ist somit mehr als ein Trennendes von innen und aussen, es ist selber Raum. Der im Raum sich befindende Mensch kann selber bestimmen, was er sehen will und ob er gesehen werden soll. In der Wahl seiner Bewegungen kann er Intimität bewahren. Er ist geschützt vor Einblicken und verliert die Kontrolle nicht.

SCHWELLEN ZWISCHEN MENSCH UND NATUR

Die Schwelle ist eine der eindrücklichsten Metaphern im und für das Leben. Wir erleben ihr materielles Gegenstück als physische Schwelle, die wir täglich betreten oder uns den Zugang versperrt. Aber auch mythische Schwellen sind präsent und Schwellen als Vorstellungen, die uns vor Gefahren und imaginären Gegnern schützen. Schwellen ist mit Aufmerksamkeit und mit Vorsicht zu begegnen. Der Schritt über die Schwelle kann eine Gunst sein, kann uns vor einem Verlust bewahren, etwas kann verloren gehen, etwas kann gewonnen werden.

Beim architektonischen Entwerfen geht es ständig um das Setzen und Bilden von Schwellen. Was ist neu, was ist gewöhnlich, wie soll es sein und warum? Besonders in der Schaffung von Orten, von spezifischen Orten, sind diese Fragen von Relevanz. Ist die Kultur noch ein glaubhaftes Ziel der Architektur, so bleibt die Differenz ihr Wesen. Differenzen zu verstärken bleibt für mich eine der grössten Herausforderung in der Architektur. Differenzen schaffen heisst über das Objekthafte hinauszudenken. Mit Differenzen verstärken meine ich die Stärkung der unverwechselbaren Relevanz des bestimmten Ortes. Letztendlich ist aber nicht die blossе Differenz an sich entscheidend, sondern die sich daraus entwickelnde Identität. Diese Differenz verlangt nach Schwellen, solchen, vor denen man anhalten muss, aber auch solchen, die man übertreten soll. Für die Zukunft unserer Lebensräume muss es uns gelingen einen unmittelbaren Bezug zwischen Mensch und Natur zu finden. Einen direkten und selbstverständlichen Bezug, bei dem die Natur weniger Ware und Ressource wäre. Die Schwelle zwischen Natur und Kultur muss dafür neu gesetzt werden. Das Ziel wäre eine Art der Versöhnung zwischen den Extrempositionen Schutz und Markt, eine Art der Deckungsgleichheit zwischen Natur und Kultur, in der die Unterscheidung von Natur und Kultur nicht so zentral ist wie im heute dominierenden Naturverständnis. Mit ihr liesse sich das oftmalige Scheitern beider Gruppierungen überwinden; das der Schützer und jenes der frenetischen Entwickler. Beiden gelingt die Verwirklichung ihres Zieles nämlich nicht; die einen erreichen den Schutz als umfassende Haltung der Gesellschaft nicht, die anderen bringen keine dauerhaften und organischen Modelle des Wirtschaftens zustande. Eine Auflösung der Trennung von Natur und Kultur wäre erstrebenswert. Bei diesen notwendigen Dialogen stellt sich die Frage, ob es gelingt zwischen den unterschiedlichen Positionen das Gemeinsame zu finden, als Verbindung. Hier geht es um Fragen zwischen den Kulturen. Schwellen mit Respekt zu begegnen würde eine Kultur zum Ausdruck bringen: Das Spezifische des Anderen wird zum Wert des Eigenen – eine interessantere Lebenswelt für alle.

Ich werde immer wieder zurückkehren an den Ort meiner Lieblingsschwelle, die Schwelle des Kuhstalles. Dort, wo die Erinnerungen aus meiner Kindheit abgelagert sind. Sie birgt Geheimnisse und Hoffnungen. Sie ist Realität und Utopie zugleich. Zeigt auch Dinge, die nur ich verstehe, weil sie zu mir gehören.

Gion A. Caminada, geb. 1957

führt ein eigenes Architekturbüro in Vrin und ist Professor für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich.